

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 26 (1898)
Heft: 10

Rubrik: Zur appenzellischen Schulgeschichte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bur appenzellischen Schulgeschichte.

Von dem Kreise der Appenzeller Pädagogen, die am Anfange unseres Jahrhunderts als Schüler, Mitarbeiter und Freunde Pestalozzi's in enge Beziehungen zu dem Meister traten, sind den Lesern der Jahrbücher die Meisten wohl bekannt. Theils in dem diesen Jahrbüchern vorangehenden Appenzellischen Monatsblatte, theils in den Jahrbüchern selbst haben Niederer und Krüsi, Tobler und Zuberbühler ihr litterarisches Denkmal gefunden. Aber neben jenen bekannteren Männern wirkten mit Pestalozzi noch einige andere. Unter ihnen sind vor allem zu nennen der Herisauer Männy, der später in Deutschland zu angesehener Stellung kam. Von ihm erschien 1833 in Frankfurt ein Bändchen Gedichte. Ueber seine nähern Lebensumstände und über sein Wirken auf dem Gebiete der Erziehung suchte die Redaktion der Jahrbücher bisher vergebens Eingehenderes in Erfahrung zu bringen.

Ein zweiter ist J. J. Fizi von Bühler, der nach seiner Rückkehr ins Appenzellerland der Gründer und langjähriger Lehrer der Realschule in Herisau geworden ist, wo er 1865 nach 50jährigem Schuldienste starb. Eine Tochter des Verstorbenen, Frä. M. J. Fizi in Chur, hat 1896 in der Appenzeller Zeitung die nachfolgenden Erinnerungen an den Vater veröffentlicht, und Verfasserin und Redaktion haben uns in dankenswerter Weise den Abdruck gestattet. So mögen die Erinnerungen hier folgen und so das Bild dieses Pestalozzi-schülers in den Jahrbüchern den künftigen Generationen erhalten bleiben.

Red.

4. Jose Blätter.

Erinnerungen aus dem Leben und Wirken des Reallehrers J. J. Fiki

geb. den 28. Sept. 1793, gest. den 28. Nov. 1865.

Wenn die Unterzeichnete es wagt, diese biographische Skizze der Oeffentlichkeit zu übergeben, so ist es in der Ueberzeugung, daß manche der noch lebenden Freunde und Schüler ihres sel. Vaters gerne einen tiefern Blick in seinen Lebensgang tun mögen, als es bei seinen Lebzeiten möglich war; daß auch mancher junge Lehrer, dem es bangt vor der Schwere seiner Aufgabe, mancher strebsame Knabe oder Jüngling, die auf den Kampf ums Dasein angewiesen sind, vielleicht beim Lesen dieser Blätter zu diesem Kampfe angespornt und mutiger ihre Bahn gehen werden, im Vertrauen auf die eigene Kraft und den Beistand Gottes.

Das Material, das mir zu dieser kleinen Arbeit zu Gebote stand, sind zum Theil die vielen mündlichen Mittheilungen meines Vaters, theils aber auch eine Menge kleine Notiz- und Tagebüchlein, die sich nach seinem Tode vorgefunden. An der Hand dieser Hülfquellen habe ich versucht, eine wahrheitsgetreue biographische Skizze zu Stande zu bringen, die ich der Nachsicht und dem Wohlwollen der Leser empfehle.

Chur, im Mai 1896.

Marie Julie Fiki.

Erste Periode.

Kindheit.

Am Abend des 27. September 1793 betrat eine schlichte Bauernfrau ihre bescheidene Kammer, wo von sieben Kindern vier am Leben gebliebene ruhig schliefen. Schweren Herzens trat sie an das Lager ihrer Kleinen, Gott inbrünstig bittend,

sie denselben zu erhalten. Einige Stunden später drückte sie ein Knäblein an ihr Mutterherz, ihr achttes Kind. Sie war mutterseelenallein; als ihr Mann nach Mitternacht nach Hause kam, fand er wohl eine Sorge mehr, aber Mutter und Kind erhalten.

Wie gewöhnlich verrichtete die Frau am folgenden Morgen wieder ihre häuslichen Arbeiten und Tags darauf wurde der kleine neue Weltbürger in der Kirche von Teufen durch Pfarrer Hörler getauft; er erhielt den Namen Johann Jakob.

Der Vater, Johann Konrad Fiki, besaß auf der Rüti bei Teufen ein kleines Heimwesen. Von Beruf ein Weber, entfloß er aber dem Keller, wo er nur konnte, und betrieb neben seinem Handwerk noch einen Taubenhandel. Von Charakter grundehrlich, friedliebend, gefällig, war er nebenbei auch höchst intelligent, jedoch ein Feind andauernder, mühevoller Arbeit, so daß die Last des Hausstandes größtenteils auf den Schultern seiner Ehefrau ruhte, einer schönen, kräftigen Erscheinung. In hohem Grade tätig, haushälterisch, praktisch, besaß sie die Eigenschaften, die ihrem Manne abgingen. Sie hielt die Kinder zur Ordnung an und betete mit ihnen. Sie gehörte in die Klasse derjenigen, von welchen der Heiland sagt: „Selig sind die Armen im Geiste!“ „Gönd i Gottsname ond säged au i Gottsname“, waren die Worte, mit denen sie die Kinder entließ, wenn sie zur Schule gingen oder einen andern längern Gang tun mußten. So waltete sie stille, Gesundheit und Ruhe opfernd, wo sie glaubte, daß die Pflicht es erheische, denn durch die Folgen der französischen Revolution waren Tage des bittersten Kammers, der Not über diese Familie, wie über hundert andere hereingebrochen; der Verdienst stockte; jede Erwerbsquelle schien versiegt. Der Hunger soll kein seltener Gast im Hause gewesen sein, wie mein Vater mir später, im Hinblick auf jene Zeit seiner frühesten Jugend, erzählte, und die Göthe'schen Worte anführte:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette weinend saß,
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“

Mittlerweile hatte sich der politische Horizont aufgeklärt. Die Lage der Familie verbesserte sich. Sie legten ein kleines Metzgereigeschäft an und errichteten dabei eine einfache Wirtschaft.

Der kleine „Hansjockebli“ wuchs indessen heran. Die schweren Zeiten, in welche seine früheste Kindheit gefallen, hatten dem überaus geweckten Knaben eine gewisse Reife gegeben. Er zeigte auch eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, die ihm sein ganzes Leben hindurch geblieben war. Mit begeisterter Liebe hing er an der Mutter, die sich auch von diesem Kinde am meisten verstanden fühlte. Seine meiste Zeit brachte er jedoch beim „Vettergötti“ zu, der überhaupt im Leben meines Vaters eine bedeutende Stelle einnahm. Er war ein gutgestellter, Haus und Hof besitzender Bauer, der durch praktischen Sinn und Glück in seinem Honig- und Holzhandel sein Schäfchen ins Trockene gebracht hatte. Der kleine Hans Jakob war sein Liebling; er behielt ihn oft tagelang bei sich und teilte seine Schlafstätte mit ihm. Der Kleine brachte freilich den Alten durch Fragen, wie dies intelligenten Kindern gewöhnlich eigen ist, oft in unbehagliche Situation. Man erlaube mir, eine kleine Szene anzuführen, die mein jeligter Vater mit köstlichem Humor zu erzählen mußte.

Der Vettergötti hatte die Gewohnheit, sein Morgengebet während des Ankleidens ziemlich gedankenlos abzuleiern. Das an und für sich schöne Gebet: „Gloriae sei, Lob und Ehr Dir, Herr, von Ewigkeit“, begann er auf folgende Weise: „Glorisilobeer“ zc. Der Kleine, dem alles Unverständliche zuwider war, frug ihn eines Morgens: „Säg au, was ist au Glorisi?“ Als auf wiederholtes Fragen keine Antwort erfolgte, schrie der Kleine ungeduldig: „Jetzt säg ämol, Vettergötti, was au Glorisi ist!“ Bornig wandte sich nun der Alte

um und sagte: „Wart, du Lecker, du Strählsbueh, i will dir! Du fangst scho früeh a, im Wort Gottes omme nodere!“

Das gedankenlose Herplappern von Gebeten soll in jener Zeit fast allgemein gewesen sein. Starres Kirchentum und Aberglauben von der einen, Freigeisterei und Indifferentismus von der anderen Seite überwucherten das religiöse Gebiet. — Nebenbei hatte der Fanatismus auf dem politischen Felde seinen Höhepunkt erreicht. Die beiden Parteien, die Konservativen (Linden) und die Radikalen (Harten) waren von blindem gegenseitigem Haß erfüllt. Deutlich erinnerte sich der schon betagte Mann jener Zeit und führte einen Vorfall äußerster Rohheit an, der sich unweit seines Elternhauses zugetragen und in seine früheste Kindheit fiel.

Ein junger französischer Soldat hatte sich verirrt. Einigen Bauern begegnend, die zur Partei der „Linden“ oder Franzosenhasser gehörten, frug er dieselben nach dem Wege nach St. Gallen. Den Fremden nicht verstehend oder nicht verstehen wollend, fielen sie über ihn her, schlugen und mißhandelten den armen Menschen, der vergeblich jammerte und flehte. In äußerster Wut ergriff einer der Fanatiker eine Haglatte und durchstach den Unglücklichen, der dann Tags darauf in Teufen beerdigt wurde. Pfarrer Hörler soll scharf und unerschrocken eine eindringliche Predigt über die Folgen blinder Parteinut gehalten haben.

Auch der sogenannten „Mörder-Landsgemeinde“ erinnerte sich der alternde Mann deutlich: Wie sein Vater Abschied genommen, alle Kinder laut geweint hatten und die Mutter jammernd dem Vater den Degen umgehangen, wie der Vater von der Gemeinde, wo es blutige Köpfe gegeben, in schnellster Flucht nach Hause geeilt und dann tagelang im Heu versteckt gewesen sei.

Der Knabe war sieben Jahre alt geworden und sollte nun die Schule besuchen, nachdem der Wettergötti ihm das A-B-C beigebracht hatte. Unverwischlich blieb ihm der Ein-

druck, den er beim ersten Besuch derselben erhalten hatte, denn der Anblick, der sich ihm darbot, war nicht geeignet, seine Furcht vor der Schule zu vermindern. Eine niedrige, dumpfe und dunkle Stube, ein langer Tisch, umgeben von Bänken, auf welchen Knaben und Mädchen untereinander saßen, oben am Tisch der Schulmeister, barfuß, ungekämmt, in Hosen und Hemd, mit härbeißigem Gesicht, in der Hand eine Rute haltend und vor ihm auf dem Tisch ein Lineal liegend. Ueber seinem Haupte schwanfte ein Kratten hin und her, über welchem sich Stücke Brot befanden, die er von den Schülern gegen Süßholz eintauschte. Die beständige Furcht vor diesem Schulmeister und seinen Waffen, die er fleißig brauchte, schüchterten das Kind dergestalt ein, daß es, weil ohnehin fast nichts zu lernen war, diese Schule bald wieder verließ.

Zweite Periode.

Hirten- und Schulleben. Versuche im Zeichnen.

Bei einem andern Vetter, der eine Landwirtschaft betrieb, trat der kleine Hans Jakob als Geißbub ein, um den Lohn von 6 Kreuzer täglich, und verrichtete diese Arbeit vom Frühjahr bis Herbst 1803. Wie viele Erinnerungen knüpften sich an jene Zeit! Auf dem Kopf einen großen Hut, über den Schultern einen groben Sack als Mantel und Schutz gegen Sturm und Regen, in der einen Hosentasche eine Scheere und einige Spielfarten zum Ausschneiden, in der andern ein Stück Brot und „Grüben“, so zog der zehnjährige Knabe, umgeben von seinen Ziegen, hinaus in den Wald, in die freie Natur. Wie oft sprach der Greis noch mit Rührung von jener Zeit, von seinen Gedanken, Gefühlen, Träumen, aber auch von seinen Tränen, wenn er hungerte und fror oder wenn eine Ziege sich verlaufen und ihm bangte vor des Veters Strafgericht. Das Hirtenleben wurde für ihn reich an innerem Leben; es bewirkte Nachdenken, schärfte seine Beobachtungsgabe und erweckte

in ihm ein Sehnen nach etwas, dem er noch keinen Namen geben konnte, das aber durch den baldigen Besuch einer für die damalige Zeit vortrefflichen Schule Wesen und Gestalt gewinnen sollte.

Wenn der Knabe vom Hüten Abends nach Hause kam, beschäftigte er sich mit Ausschneiden. Der Bettergötti hatte ihm einst eine Kuh ausgeschnitten, die freilich primitivster Art war. Nun versuchte der Kleine es nachzumachen und bald entstanden unter seiner Scheere alle möglichen Tiere, welche ihrer Korrektheit wegen die Bewunderung von Groß und Klein erregten. Manchen Bagen verdiente er sich damit. Vom Ausschneiden geriet er auf's Zeichnen von Figuren und Bäumen und als er einst aus einer Fabrik von einem Arbeiter einige Druckfarben erhielt, versfertigte er sich aus dem Kiel einer Hennenfeder einen Pinsel, inde mer ein Büschelchen von seinen Haaren einschob. Oft saß er auf einem großen Stein, umgeben von Knaben und Mädchen, und verkaufte oder verschenkte ihnen von seinen Produkten. Welche Freude aber, als eines Tages der Bettergötti mit einer Farbenschachtel auftrat, die er am St. Galler Jahrmarkt um 6 Kreuzer gekauft hatte! Nun entstanden Soldaten, Senntums zc. unter seinem Pinsel und großen Absatz fand er für seine Malereien. Oft soll er sogar in St. Gallen auf dem Brühl auf einer Bank gesessen sein, umgeben und angestaunt von Jungen und Alten, und ganz hübsche Einnahmen gemacht haben, die zum Teil zum Ankauf von Material für seine Zeichnungen und Malereien, teils für die Mutter bestimmt waren. Er war damals zehn Jahre alt. Nun begann aber der regelmäßige Besuch einer guten Schule, wo alles gelehrt wurde, was damals von einer Primarschule verlangt wurde. Namenbüchlein, Fragstückli, Katechismus, Heilsordnung waren die damaligen Lehrmittel. In diesen wurde auswendig gelernt und dadurch das Gedächtnis der Schüler nicht wenig geübt. Vom Verstehen des Gelernten wurde ziemlich abgesehen, denn die Erklärungen fielen oberflächlich aus, es

ging nach der Schablone. Besser war der Unterricht in der Kalligraphie, welchem Fach man damals viel Aufmerksamkeit schenkte. Der Lehrer schrieb für die Anfangsgründe sogenannte „Steckli“ vor. Hansjockebli schämte sich gewaltig, vom Figurenzeichnen und Malen zum „Stecklimachen“ degradirt zu werden. „Wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden!“ galt es auch da. Wie kinderleicht wurde dies seiner geübten Hand! Unter den sechzig Schülern, die schon anwesend waren, als er die Schule betreten, und die Anfangsgründe hinter sich hatten, errang er noch bis Ostern, also in 5—6 Wochen, die Nummer „zwanzig“ und im Juni hatte er das „Eins“. Das Eins haben galt in jener Zeit für eine große Ehre. Somit war er denn 1805 und 1806 der Erste in der Schule und durfte sogar oft dem Lehrer helfen. Der Neid und die Mißgunst gewisser Eltern, deren viel ältere Knaben durch den Kleinen in den Schatten gestellt wurden, wollten den Lehrer Gmünder zwingen, den Knaben auf Ostern nicht schreiben und auftragen zu lassen, damit er ihren Knaben nicht wieder das Eins ablaufe. Da lief der Vettergötti zum regierenden Herrn Landammann Zellweger, einem feingebildeten und dabei höchst gerechten und menschenfreundlichen Manne, der auch sofort seine Bewilligung gab zu nochmaligem Auftragen und diejenigen ernst vermahnen ließ, die sich unterständen, dem Knaben fernere Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Der Vettergötti hatte an dem Knaben seine große Freude und ließ ihn auf den Ostermontag ganz neu kleiden. Angetan mit grauem Beinkleid und Kitteli, rotem Wämschen, schwarzem Hut, zog er an der Spitze des langen Zuges in die Kirche, ein Kleiner unter den Großen und dennoch der Größte von ihnen. In der vollgedrängten Kirche an seinem Plaze angelangt, mußte er als Eins das übliche lange Gebet auftragen und deshalb auf die Bank steigen, um besser verstanden zu werden. Der Anblick des kleinen, schwächtigen Knaben mit den gefalteten Händen, der mit klarer, eindringlicher Stimme

das lange Gebet mit großem Ernst hersagte, lockte Tränen in mancher Mutter Auge und Augenzeugen versicherten, daß auch die Männer nicht ungerührt blieben. Besonders aber hatte der Bettergötti viel Arbeit mit seinem Schnupstuch an jenem Morgen.

Hans Jakoblis Austritt aus der Kirche und sein Nachhausegehen war ein völliger Triumphzug; man schüttelte ihm die Hände und gratulirte den Eltern und dem Bettergötti zu dem „g'schiden Bub“. Dieser Oftermontag ist auch wie ein leuchtender Stern unter den Erinnerungen des Mannes und des Greisen geblieben und jene Osterschrift bewahrte er wie ein kostbares Juwel. Sie existirt jetzt noch, sorgfältigst aufbewahrt.

Dritte Periode.

Wahl eines Berufes. Entfernung aus dem Vaterhause.

Der Schule entwachsen, sollte der Knabe nun einen Beruf lernen, denn er hatte das 13. Jahr zurückgelegt. Herr Pfarrer Hörler, sein großer Gönner, schlug ihm vor, Theologie zu studiren, und versprach ihm die erforderlichen Stipendien. Da aber der Knabe keinen inneren Beruf zu diesem Stande fühlte und das Amt ihm zu hochwichtig war, um es zur Spekulation für sich zu machen, lehnte er den Vorschlag dankend ab und trat bei Herrn Dr. Zürcher in die Lehre, sich zum Arzte vorzubereiten, um später die Universität, durch Stipendien einer edlen Basler Familie, beziehen zu können. Aber das Pflaster machen, Wunden verbinden 2c. 2c. erregte in ihm einen unüberwindlichen Ekel. Er verließ das Haus des Arztes, um einem Wunsch des Bettergötti und des Vaters entsprechend, Fabrikant zu werden. Da hieß es vor allem „weben lernen“, hinuntersteigen in den dumpfen Keller, in die Kellerluft, die für ihn zur Kerkerluft wurde. Die Gedanken des an Freiheit Gewöhnten schweiften in Feld und Wald umher oder zogen hinaus in die weite Welt.

So hinbrütend saß er eines Abends vor seinem Webstuhl, als der Vettergötti eintrat und sagte: „Mach di bis morn früh parat, i ha G'schäft z'Chur obe und du chast mitcho!“ Das war Himmelsmusik in den Ohren des Knaben. Die Vorbereitungen wurden schnell gemacht und beim Morgengrauen des folgenden Tages wurde aufgebrochen. Müdig und heiter schritten sie vorwärts, erfrischten sich in Gais und wanderten dann hinunter ins schöne Rheintal. Durch Nebengelände, liebliche Dörfer gelangten sie gegen Abend nach Sennwald, wo der Vetter Ziger und Honig zc. verkaufte. Da wurde auch Nachtquartier genommen. Gegen Mittag des zweiten Tages tröstete der Vetter den ermüdeten Knaben: „Frisch, Hansjakobli, mer sönd bald z'Buchs; lernst denn de Chleisli kenne, s'Hirschewirts Buebli, ond chast denn Kameradschaft mache.“

Buchs war bald erreicht und wie eine Dase in der Wüste lachte den Ermatteten der „Hirschen“ entgegen. Auf einem hohen Faß vor dem Hause tronte der Chleisli, ein kleiner, dicker, schmutziger Junge, das Gesicht durch Blatternarben entstellt. Des kleinen Ankömmlings ansichtig geworden, winkte er ihm, gab Raum auf dem Faß, zog Hansjakobli hinauf, und, nebeneinander sitzend, fuhr durch beide jener elektrische Strom, den man Sympathie nennt. Auf dem Fasse wurde eine Freundschaft geschlossen, die sich bis ins Greisenalter der beiden hinaufzog und die nur der Tod löste. Jener Chleisli wurde der spätere Künstler Professor Senn, der seine Studien in Dresden gemacht, nachdem er ein Jahr bei Pestalozzi in Yverdon zubrachte und später einem Ruf nach Bern folgte, wo er zwei Jahre nach dem Tode seines Freundes Figi, 1867, starb.

Die Reise nach Chur wurde am folgenden Tage fortgesetzt. Nach erledigten guten Geschäften, die dem Knaben Muße ließen, die damals noch sehr kleine, aber hocharistokratische Kapitale Graubündens zu besuchen, die Hofkirche zc. zc., wurde

Rückzug geblasen. Mit wahrem Schmerz trennte sich der Knabe von der zauberisch schönen Gegend und es blieb diese Reise ein Juwel in den Erinnerungen des Knaben und des Greisen; denn mit Wärme sprach mein Vater noch in der letzten Zeit seines Lebens davon. Nun geschieden von den Bergen des Rheintals, von dessen üppiger Pflanzenwelt, von den malerischen Dörfern, den Burgen und Ruinen, diesen stummen und dennoch beredten Zeugen verschwundener Größe, einer bessern und auch — schlimmern Zeit! Zurück in den Webkeller, hinunter in die feuchte Kellerluft, an den Webstuhl, wo eben die Hände ruhen, die Gedanken wandern, die Augen sehnsüchtig hinaufblicken durch die Kellerfenster zum blauen Himmel, dem Zuge der Wolken und Vöglein folgend.

„Du bist müet ond gest müet!“ ertönte oft die strenge Stimme des Vaters, wenn die Arbeit Ungleichheit im Gewebe zeigte. Und als dann eines Tages zu viel Schlichte aufgetragen wurde, ergriff den Knaben ein panischer Schrecken vor der Züchtigung. Er floh und versteckte sich beim Wettergötti, der denn auch bewirkte, daß das Gewitter vorüberzog. Im Geiste des Knaben aber reifte der Entschluß, das väterliche Haus zu verlassen, in die Ferne zu gehen und etwas zu ergreifen, wozu Lust und Talent ihn treiben würden. Aber wohin gehen? Was tun? Ohne Geld, ohne Protektion! Doch immer lauter tönte die innere Stimme: Geh! Alle Schwierigkeiten, die gleich Bergen sich vor ihm aufgetürmt, ebneten sich vor seinem festen Willen, vor seiner erwachten Tatkraft.

Ein schwer erreichbar Ziel nur lockt den Mann
Und lockt ihn doppelt, wenn es wie ein Wunder
Aus abenteuerlicher Ferne winkt.

Geibel.

So packte er denn eines Abends seine Habe in ein Sacktuch. Seine aus 12—14 Bagen bestehendes Reisegeld, seine Ersparnisse, steckte er in die Tasche und legte sich dann nieder zur letzten Nachtruhe im Elternhause. Aber der Schlaf floh

seine Augen; der Gedanke an die Trennung von der Mutter, die er so heiß liebte, erfüllte sein Herz mit bitterem Weh.

Raum graute der Morgen, so erhob er sich, kleidete sich rasch an, ergriff Bündel und Wanderstab und verließ leise das Haus, wo noch alle schliefen. Rasch stieg er den Hügel hinan; oben angelangt aber blieb er stehen, blickte hinunter auf das stille Haus und warf sich dann schluchzend ins Gras. Das Bild der Mutter, die Geschwister, der Vettergötti, alle Lust und alles Weh seiner Kindheit trat vor seine Seele. Es wollte nochmals dunkel werden in seinem Geiste, Angst befiel ihn und schon wollte er wieder umkehren, als plötzlich die innere Stimme mit erneuter Kraft ihm zurief: „Geh! Der die Raben speiset, wird auch deiner nicht vergessen.“

Gestärkt erhob er sich, warf noch einen langen letzten Blick auf sein Elternhaus und schritt dann mutig vorwärts. Mülhausen bestimmte er als das Ziel seiner Reise. Dort wollte er suchen, Zeichner zu werden.

Der Mensch denkt, Gott aber lenkt.

Vierte Periode.

Herisau.

In tiefem Sinnen wanderte er vorwärts. Das war keine Bündnerreise an der Seite des guten Vettergötti! Allein, sich selbst überlassen, ohne Rat und Schutz! Und dennoch an der Hand des besten Vaters über alle, die da Kinder heißen im Himmel und auf Erden. Dies sollte er bald erfahren.

In Stocken angelangt und die Kräzernbrücke passiert, blieb er einen Augenblick stehen. Plötzlich kam ihm, wie eine Offenbarung, der Gedanke, statt nach Gossau über das Breitfeld zuzuschreiten, einen Abstecher nach Herisau zu machen, um dort noch Herrn Ratschreiber Tanner, Besitzer des Schloßchens und der Liegenschaft Steinegg, zu besuchen, der stets freundlich mit dem Knaben gewesen, wenn dieser mit dem Vater, der

Herrn Tanner zinspflichtig war, nach Herisau gehen durfte, um meistens ein paar Tage daselbst zu bleiben, denn der Vater hatte stets dies und jenes auf dem Gute zu pflanzen und die Obstbaumallee, die sich vom Schloßchen bis auf die hohe Egg zieht, war auch seine Pflanzung. Fester faßte er wieder sein Bündelchen und seinen Stock, keuchte den damals noch sehr bewaldeten, steilen Mauchler hinauf und gelangte bald an sein Ziel.

Frau Ratschreiber empfing den Knaben freundlichst, die Kinder mit Jubel. „Bleib ein paar Tage bei uns, bis mein Mann von seiner Reise zurück ist, er wird dir dann schon mit Rat an die Seite gehen.“ Wer war froher als Hansjakob? Freudig sagte er zu. Und nun gings an ein Ausschneiden und Malen, und bald gestalteten sich unter des Knaben Scheere und Pinsel nicht nur allerlei Haustiere, sondern auch Soldaten, Häuser u. s. w.

Ein paar Tage später berief der zurückgekehrte Hausherr den Knaben in den Garten und sagte: „So, du bist also auf der Wanderschaft und wolltest mich noch besuchen; das ist brav und es freut mich. Wie wär's, wenn du gerade bei mir bliebest? Hättest Lust? Zu tun gäbe es genug für dich; müßig gehen wolltest du nicht. Auch kommt bald ein neuer Lehrer nach Herisau, dessen Schule du besuchen dürftest; könntest französisch und noch vieles andere lernen und, wenn du Lust und Fleiß hättest, dich dann zum Lehrer ausbilden.“

Sprachlos, mit Tränen in den Augen ergriff der Knabe des gütigen Mannes Hände und blickte hinauf an der würdigen, edlen Erscheinung. Dann kamen Worte tiefen Dankes über seine Lippen und das heilige Versprechen, seiner Güte würdig zu werden. Von der Stunde an nahm er im Hause die Stelle eines Familiengliedes ein. Das erste, was er tat, war, ein Schreiben an seine Eltern abzusenden, worin er sie mit seinen neuen Verhältnissen bekannt machte.

Herr Kaiser, der neue Lehrer, eröffnete bald darauf in Herisau eine Privatschule, die von Kindern vorgerückteren Alters und besserer Familien besucht wurde, welche eine höhere Bildung anstrebten, als die Primarschule zu bieten vermochte. Das Lokal befand sich im Parterre der jetzigen Alpenrose, wo nun ein Gutladen sich befindet.

Voll Wanken betrat der arme Knabe das erste Mal jenen Raum. Mit Staunen und Geringschätzung ruhten die Blicke einzelner Schüler auf ihm. Bald aber wendete sich das Blatt. Des Knaben eiserer Fleiß und hohe Begabung, seine Bescheidenheit und Gefälligkeit gewannen ihm bald die Zuneigung von Lehrer und Schülern.

Zu Hause half er tüchtig allerorts; er war der Hausfrau Kommissionär, der Kinder Hülfe bei den Schulaufgaben, geschäftig in Stall und Garten, vor allem aber des Hausherrn treu ergebener Diener und Schützling.

So verstrich ein Jahr, als der Herr Ratschreiber ihn wieder eines Morgens zu sich berief und sagte: „Höre, Figi, du kannst deinen Studien hier, wo so viel von dir verlangt wird, nicht genug obliegen. Alle stellen Forderungen an dich, weil du uns allen nützlich bist. Aber deine Zukunft erheischt nun absolutes Studium ohne Nebenbeschäftigung. Du mußt ins Dorf ziehen, nahe der Schule. Ich werde dein Freund bleiben und es beweisen; aber um jetzt ganz deinen Studien zu leben, brauchst du eine Stipendie. Wende dich an deine Heimatgemeinde; gehe hin und sprich mit den Vorstehern.“

Folgenden Sonntag machte sich Hansjakob früh auf und erreichte seine Heimatgemeinde während des Vormittaggottesdienstes. Er begab sich sofort zu dem ihm bekannten Herrn Hauptmann Binder, einem reichen und dabei sehr edelgesinnten, menschenfreundlichen, gebildeten Mann, dem er sein Anliegen vorbrachte und der ihn wohlwollend anhörte. „Komm mit mir in die Kirche; nach beendetem Gottesdienst werde ich die Vorgesetzten zurückbehalten, dann kannst du deine Sache vor-

bringen," sagte Herr Binder. Sie gingen und als die Gemeinde das Gotteshaus verlassen, trat der arme Knabe schüchtern vor und brachte zitternd sein Anliegen vor die versammelten Herren. Er versprach, später die Summe ratenweise der Gemeinde zurückzuerstatten. Ruhig hörten die Herren ihn an, dann bedeutete Herr Binder ihm, zurück in sein Haus zu gehen und ihn dort mit dem Entscheid zu erwarten. Bald kam Herr Binder; aber ein Blick auf seine Miene verkündete dem Knaben ein „Nein“. „Die Herren kennen dich zu wenig, es scheint ihnen zu gewagt, sie können dir nicht entsprechen.“ Als Tränen in des Knaben Augen traten, fuhr der edle Mann fort: „Sei unverzagt! Ich will dir helfen, dir die Summe vorstrecken, die du mir einst, wenn du kannst, zurückzahlen wirst. Jetzt iß' mit mir zu Mittag und sei guter Dinge. Der alte Gott lebt noch, wie du siehst, und hilft den Menschen durch die Menschen.“ Dies Mittagsmahl hatte der Knabe nicht vergessen und als Greis sprach er noch mit Rührung davon, wie sein Beschützer ihn angehört, als er mit Begeisterung von seinen Hoffnungen und Plänen zu reden angefangen, wie er still vor sich hinlächelnd, mit dem Kopf genickt, wie er, als es Abend wurde, ihn eine Strecke weit begleitete, ihm Gottes Segen gewünscht und herzlich von ihm Abschied genommen habe.

Hans Jakobs Abschied aus dem Tanner'schen Hause fiel Allen schwer, besonders dem Hausherrn und seinem Schützling. „Mit der Freundschaft bleibt's aber im Alten," sagte Herr Tanner, den Knaben herzlich entlassend. Dieser legte sich nun mit allem Eifer auf das Studium und bald forderte Herr Kaiser ihn auf, in einigen Fächern ihm zu helfen. Er übertrug ihm Zeichnen und Rechnen und somit verwandelten seine Mitschüler sich in seine Schüler.

Es kam nun die Zeit, da der mit Herrn Kaiser eingegangene Vertrag seinem Termin nahte und da genannter Lehrer keine Erneuerung des Engagements wünschte, löste die Schule sich auf oder war daran, sich aufzulösen, als Fizi und

ein Herr Schoch sie unter sich teilten und fortbestehen machten. Bejagter Herr Schoch wurde später Waisenvater in Herisau. Beide jungen Männer wirkten, wenn auch nicht mit einander, doch neben einander im Frieden, treu und gewissenhaft. Fizi ging auf in seinem Berufe und halbe Nächte noch saß er über seinen Studien. Ein ernstes Leben, oft auch ein einsames!

Da fiel ein Stern auf seinen Lebensweg, ein kleiner, leuchtender Stern. Es war die Bekanntschaft mit seiner nachmaligen Gattin, Maria Magdalena Boltshauser. Sie war eine Tochter von Johann Jakob Boltshauser und Maria Grob. Ihr Vater besaß auf Ottoberg im Weiler Boltshausen bei Weinfelden das sogenannte „Schlößli“, einen herrschaftlichen Sitz. Er war ein für die damalige Zeit sehr gebildeter Mann. Seine Gattin, einer vornehmen, aber finanziell herabgekommenen Familie angehörend, war eine liebenswürdige, geistreiche, feine Frau.

Die kleine Magdalena, das älteste von vier Kindern, kam im dritten Jahre schon zu ihrer Tante, der Gattin des sehr reichen italienischen Kaufmanns, Herr Rung oder Runco, nach Zürich und erhielt eine für die damalige Zeit vortreffliche Erziehung. Die Bildung oder das Wissen der Töchter höherer Stände war damals nicht so umfassend oder so zersplittert, wie heutzutage. Das Hauswesen gut verstehen lernen, weibliche, schöne Handarbeiten, Lektüre, Musik bildeten neben den Realien den ganzen Umfang weiblicher Bildung. Außer der französischen, die Modesache war, lernte ein Mädchen selten eine andere, fremde Sprache.

Mitten in ihre sonnige Jugend fiel ein herber Schlag. Ihr edler, grundbraver Vater verlor sein Vermögen infolge der französischen Revolution. Handelshäuser und Banken, in welchen seine Gelder lagen, hatten Bankrott gemacht. Das Schloßchen, sein schöner Sitz, kam in befreundete Hände. Er hatte nur noch den Trost, dort sterben zu können, was ein Jahr nach seinem Unglück geschah. Die Wittwe mit den Kindern

kam nach Herisau und gründete oder eröffnete dort eine Handarbeitschule.

Herr Runco hatte sich als Schwager und als Freund bewiesen in ihrem Unglück. Da er nach Italien zurückkehren wollte, machte er Magdalena den Vorschlag, sie an Kindesstatt anzunehmen, zu dem das Mädchen aber sich nicht entschließen konnte. Sie wollte zur Mutter und durch die erworbenen Talente derselben helfend zur Seite stehen.

So verließ Magdalena ihre lieben Pflegeeltern und Zürich, um in Herisau ein von dem bisherigen ganz verschiedenes Leben zu führen, ein Leben der Arbeit. Hier lernte sie der junge Tigi kennen, erbat sich von Frau Boltshauser die Erlaubnis, das Haus besuchen zu dürfen, und verlobte sich bald darauf mit ihr, im Herbst 1814. Sein Ansehen war gewachsen, er galt für ein Talent. Man versprach sich viel von ihm.

Der Wunsch nach vollkommenerem Wissen, nach umfassenderen Kenntnissen erwachte indessen mächtig in ihm, wie auch die Sehnsucht, einige Jahre in der damals so berühmten Anstalt „Pestalozzi“ zubringen zu dürfen, um dann später Herisau Besseres bieten zu können, als es ihm damals noch möglich war. Er schrieb an Pestalozzi, ihm den Wunsch aussprechend, einige Jahre in seiner Anstalt, anfangs als Volontär, nachher als Lehrer wirken zu können. „Kommen Sie nur“, war Pestalozzis lakonische Antwort.

Rasch wurde die Schule in die Hände Schochs gelegt und alle Anstalten zur Abreise getroffen. Frau Boltshauser und Magdalena, so weh es auch tat, suchten den strebsamen Mann nicht zurückzuhalten. Er begab sich nach Bühler zu seinem Gönner, Herrn Hauptmann Binder, herzlichen Abschied von ihm nehmend. Er sollte ihn leider nicht wiedersehen, aber jene rettende Summe, die er einst dem armen Knaben vorgestreckt, wurde von dem spätern Lehrer getreulich zurückbezahlt.

Schwer fiel ihm der Abschied auch von den Eltern, zumal der Mutter, und von der Familie Tanner. Von seinem intimsten Freunde und seiner Braut begleitet, fuhr er im März 1815 an trübem Morgen nach Münchweilen, nahm daselbst noch ein Mahl ein und trennte sich dann, den Tornister auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, um den übrigen Weg zu Fuß fortzusetzen.

Fünfte Periode.

Yverdon. Pestalozzi.

Längs dem blühenden Gestade, dem rechten Ufer des Neuenburgersee's, wandert eines Abends ein junger Reisender. Bestaubt war die Kleidung und der Gang zeugte von erlittenen Strapazen. In einer Gartenwirtschaft machte er eine Viertelstunde Rast, nahm dann ein Glas Neuchateler, ließ seine Kleider reinigen und setzte dann rasch seinen Weg fort, denn er sollte vor Sonnenuntergang noch Yverdon erreichen, sein Ziel. Der gütige Leser kennt den Wanderer.

Freudig und zugleich bange schlägt ihm das Herz, als plötzlich bei einer Biegung des Weges Schloß und Städtchen Yverdon vor seinen Blicken auftauchen. Die untergehende Sonne vergoldete die Türme und feurig erglänzten die Fenster des alten Schlosses.

Am Gittertor des weiten Schloßhofes angelangt, blieb er einen Augenblick unschlüssig stehen. Drinnen tummelten sich Knaben und Jünglinge aus allen Nationen in heiterem Spiel. Ein junger Lehrer, des Fremden ansichtig werdend, trat ihm, das Tor öffnend, entgegen und frug nach seinem Begehren.

„Ist Herr Pestalozzi anwesend und zu sprechen?“

„Jawohl; wen soll ich melden?“ entgegnete der junge Lehrer, eine kurze, gedrungene Gestalt.

„Figi von Herisau.“

„Figi! Du Freund meiner Kindheit! Komm an mein Herz! I bi der Chleisli!“

Und nun folgte stürmische Umarmung.

So schön war der erste Empfang. Nun der zweite, droben bei Pestalozzi.

Im östlichen, dem geräumigsten der Türme des Schlosses bewohnte Pestalozzi eine hübsche kleine Wohnung; dort hinauf führte Senn den Freund und öffnete die Tür von Pestalozzis Arbeitszimmer.

Am Fenster, vor einem Schreibpulte, saß eine hohe, vornübergebeugte Gestalt, eifrig schreibend. Das lange, ergraute Haar reichte bis auf die Schultern, das Antlitz war alt und eingefallen; als aber Senn, an den Schreibenden sich wendend, sagte: „Herr Pestalozzi, hier ist Herr Figi von Herisau“, strahlten diesem ein Paar Augen entgegen von so wunderbarer Schönheit des Ausdrucks, welche die ganze hinfällige Gestalt vergessen ließen. Er trat dem Ankömmling entgegen und sagte: „Bist willkommen; will din Vater si, witt min Bueb si?“ — „Von Herzen gern, Herr Pestalozzi!“ — „Denn gib mer en Chuß; so, jetzt geh': der Krüsi wird dir alles säge oder der Schmid.“

Dies war der Empfang.

Freudenvoll brachten die beiden so unerwartet sich wiedergefundenen Freunde den Abend mit einander zu und als am folgenden Morgen der junge Figi eine Art Examen abgelegt hatte, wurde er, ganz gegen seine Erwartung, nicht als Volontär, sondern gleich als praktizirender Lehrer mit anständigem Gehalt angestellt. Die Fächer Calligraphie, Arithmetik und Zeichnen wurden ihm für die mittlern Klassen übertragen.

Ausführliche Beschreibungen der Pestalozzischen Anstalt, über das Leben des großen Pädagogen, seine Kämpfe und Leiden, die Verhältnisse der Anstalt, haben König, Baudlin 2c. 2c. genugsam gegeben. Ich beschränke mich auf meines Vaters Beobachtungen und Erlebnisse.

Immer freundlicher gestaltete sich sein Verhältniß zu Pestalozzi und seinen Kollegen. Unter den jungen Lehrern Senn, Stünzi, Angiolini, Baumgartner und Figi entstand ein schönes kollegialisches Verhältniß; die alten Pädagogen oder die „Götter im hohen Olymp“, wie Senn sie nannte: Niederer, Krüsi, Schmid, Stern, Ramsauer zc. waren Pestalozzis „alte Garde“ und blickten etwas erhaben auf die Rekruten herunter. Diese letzteren führten übrigens noch ein halbes Studentenleben, trieben allerlei Allotria, besuchten die besten Gesellschaften des Städtchens und kannten auch die Gemächer, wo Bacchus und Gambrinus ihren Thron aufgebaut hatten.

Nach Ramsauers Weggehen wählte Pestalozzi den jungen Figi zu seinem Schreiber, d. h. er diktirte ihm. Um 5 Uhr Morgens stieg er hinauf in Pestalozzis Schlafzimmer, wo dieser, im Bette liegend, ihm diktirte. Der Schreiber möge jetzt einen Augenblick selbst reden. „Es war nicht sehr gemüthlich, im Winter, bei größter Kälte, um 5 Uhr Morgens in den Turm hinauf zu steigen und in noch ungeheiztem Zimmer 1—2 Stunden nach Diktat zu schreiben. Und dennoch waren es schöne, mir unvergeßliche Stunden. Ich kam dem großen Manne innerlich näher und oft brach er sein Diktat ab und fing vertraulich zu sprechen an, mich einen Blick in sein Herz tun lassend. „Weißt, Figi,“ sagte er einmal, „der Niederer ist hochgelehrt und eine Zierde meiner Anstalt; aber der Krüsi steht mir innerlich viel näher; er ist ein Engel, der nicht fliegen kann; er hat alle schweren Zeiten mit mir durchgemacht und ist mir angehangen, wie wenn er mein eigener Bueb wäre. Schmid ist ein Fuchs, ich weiß es, aber er kann das, was ich nicht verstehe, nämlich gut rechnen und organisiren. Ich bedarf seiner.“

Am 12. Dezember 1815 starb Frau Pestalozzi, der Stern auf dem dunkeln Lebenspfade ihres Gatten, der sie angebetet hatte, dem sie alles war. Liebenswürdig, fein gebildet, hochherzig in seltenem Grade, wurde sie von allen hoch verehrt.

Im Alter noch war sie eine schöne Erscheinung, wenn auch auf dem Antlitz die Spuren tiefer Leiden ausgeprägt waren.

Als man den Sarg versenkte und die ersten Schollen Erde auf denselben hinunterfielen, soll Pestalozzi sich über den Rand des Grabes gebeugt haben, zitternd und bebend, als wollte er sich nachstürzen. In einem Gedichte, betitelt: „An Heinrich Pestalozzi, am Grabe seiner Gattin“, heißt es:

„Will es dich nachzieh'n, wandender Greis, in die offene Erde,
Möchtest du ruhen mit ihr, müde des ewigen Sturms?
Trockner, starrender Blick — und ihr, nachstürzende Tränen,
Stummer, bebender Mund, laut ist die Sprache von euch:
„Hier versinkt mir zur Erde ein halb Jahrhundert voll Liebe
Und ein Himmel von Treu, dauernd in jeglichem Sturm.“

Indessen nagte der Wurm der Zwietracht damals schon an dem so fest scheinenden Bau der Anstalt, ihr Verderben drohend. Krüsi hielt treu bei Pestalozzi aus, war überhaupt vielleicht sein treuester Jünger. Pestalozzis Mangel an praktischem Wesen, sein zu großes Vertrauen zu Schmid, der ihm Niederer entfremdete und andere wohlmeinende Freunde, alles dies mag zum baldigen Verfall des so herrlichen Werkes beigetragen haben.

Drei Jahre waren verflossen, seit Figi die Anstalt betreten. Er hatte tüchtige Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt und zählte unter seinen Schülern Knaben aus allen Weltteilen, aus allen Staaten Europas, wie aus Afrika, Asien, Amerika, waren Zöglinge in der Pestalozzischen Anstalt. Im Städtchen erteilte er noch Privatstunden, unter anderem auch einem russischen Grafen Stachelberg, der, als schon ein Mann in sehr reifen Jahren, nach Yverdon gekommen war, um Pestalozzi und seine Anstalt kennen zu lernen. Dieser Graf Stachelberg sagte einst am Schluß einer Stunde zu seinem jungen Lehrer: „Ich habe Ihnen, weil ich Sie schätzen gelernt und Vertrauen zu Ihnen hege, einen Vorschlag zu machen. Kommen Sie mit mir nach Rußland, ich habe dort große Ländereien und ein paar tausend unwissende Bauern. Sie würden mir

einige Lehrer heranbilden, die ich auf die Güter verteilen will, und die mir die armen Kerls unterrichten sollen. Ich gebe Ihnen alles frei, schöne Wohnung, ein Reitpferd, Bedienung und 15,000 Fr. jährlichen Gehalt. Ueberlegen Sie sich's!"

Es entstand ein Kampf in Fizi; die Aussicht war lockend. Ein Umstand aber ließ ihn dennoch das Anerbieten ablehnen. Stünzi, Senn und Fizi hatten einen engen Freundschaftsbund geschlossen und sich gelobt, später eine eigene Anstalt zusammen zu gründen und gemeinschaftlich an derselben zu wirken. Auch hätte der baldige unerwartete Tod des Grafen, der in Yverdon starb, das Projekt auf jeden Fall aufgelöst. Aber auch die Idee von einer gemeinschaftlichen Anstalt ging in Rauch auf. Senn reiste auf die Kunstschule nach Dresden und wurde später Professor in Bern. Stünzi fiel im Duell auf der Universität Leipzig. Fizi war allein mit der Idee geblieben, die er auch ausführte.

Die Zeit seiner Abreise, seiner Rückkehr in die Heimat war angelangt. Freudig dachte er an das Wiedersehen aller seiner Lieben; schwer aber auch drückte ihn der Abschied von dem ihm so teuer gewordenen Yverdon und dem über alles verehrten Pestalozzi.

Am 4. Mai 1818 stieg er zum letzten Mal in den Turm hinauf und betrat tiefbewegt das ihm so traute Arbeitszimmer seines väterlichen Freundes, ihn um ein Zeugnis bittend.

„Du weißt, Fizi, daß nicht ich die Zeugnisse ausstelle, sondern Schmid!"

„Von Schmid will ich kein Zeugnis, Herr Pestalozzi."

„Nun, so will ich dir eines schreiben." Und er schrieb ihm ein Zeugnis, das der junge Lehrer, tief gerührt, in Empfang genommen und bis zu seinem Lebensende als teures Kleinod hochgehalten. Es wurde am 12. Januar 1896 der Gemeinde Herisau als Andenken an beide Männer übergeben¹⁾.

¹⁾ Das Zeugnis lautet: „Daß Herr Fizi von Herisau, Kanton Appenzell, 3 Jahr in meiner Anstalt gestanden und die 3 verfloßenen Jahr — als angestellter Lehrer seine Stelle mit Kenntnis, Sorgfalt und

Tief bewegt nahmen Beide von einander Abschied, der Lehrer und der Jünger. Es war ein Abschied für's Leben, denn Pestalozzi starb am 17. Februar 1827.

Sechste Periode.

Rückkehr nach Herisau. Wirken daselbst. Lebensende.

Am Abend des 7. Mai 1818 überschritt Figi die Grenze seines Heimatkantons. Freudig pochte sein Herz, als er, von Gossau herkommend, das schneebedeckte Haupt des Säntis erblickte. Rasch nun von Tobel und Mühlebühl hinaufgestiegen, die Spittel- und Griesstraße passirt, den Kirchenplatz, und dann beim Anker in das schmale Gäßchen eingebogen und am Rohner'schen Hause die Glocke gezogen. In wenigen Minuten war er umringt von der hocherfreuten Familie Boltshauser.

Schon am folgenden Tage nahm er Quartier im jetzigen „Zebra“, damals Herrn Statthalter Schefer gehörend, und bezog ein Zimmer im Erdgeschoß. Frau Boltshauser trat ihm einige Zimmer im Parterre ihres Hauses ab und hier gründete er seine Privatschule. Schnell kamen Anmeldungen; nach sechs Monaten hatte er über zwanzig Schüler. Im November des gleichen Jahres verheiratete er sich mit seiner Magdalena, die ihm im Laufe der Jahre sechs Kinder gebär, zwei Söhne und vier Töchter, wovon ein Söhnchen und ein Töchterchen im zartesten Alter gestorben. Figi und seine Gattin waren zwei antipodisch verschiedene Wesen. Sie, in hohem Grade gefühlvoll, etwas sentimental angelegt, sanft, liebevoll, mehr reich an Gemüt als hervorragend geistreich, gewann sie schnell alle

Fleiß zu meiner Zufriedenheit erfüllt — und fortdauernd in einem freundschaftlichen Verhältnis mit mir gelebt, dessen Fortdauer mir immer angenehm sein wird.

Im Zeichnensach hat er vorzügliches Talent gezeigt und auch in den andern Fächern, an denen er teilgenommen, mit Erfolg gearbeitet.

Ich wünsche ihm bei seiner Abreise alles Wohlergehen und gebe ihm dieses Zeugnis mit dem besten Wunsch und Hoffnung für dasselbe.

Yverdon, den 4. Mai 1818.

Pestalozzi.“

Herzen. Er voll Geist, mit eiserner Energie, tiefführend, aber dennoch mehr Verstandes- als Gemütsmensch, genau in allen Dingen, gewissen- und ehrenhaft im Leben und Beruf, und ausgerüstet mit seltenem Takt, ungewöhnlicher Mitteilungs-gabe als Lehrer. Nie strafte er seine Schüler körperlich; ein paar Worte genügten; sie enthielten oft eine beißende Ironie, die sich auch in seinem sonstigen Verkehr, in und außer dem Hause, fund tat. Ironie ist aber nicht ein Verbesserungsmittel für jeden Charakter, wenn sie auch, wie bei Fiki, stets auf einer Wahrheit beruht. Manches Herz erträgt sie nicht. Er war auch ein besorgter Gatte, ein etwas strenger, aber sehr guter Vater, ein treuer Freund, und mit seinen Kollegen, hauptsächlich später mit Herrn Reallehrer Altherr sel. stand er in freundschaftlich-kollegialischem Verkehr. Sie schätzten den alten Papa Fiki.

Seine Anstalt hatte mit der Zeit sich sehr vergrößert. 1824—1833 zählte sie stets über 50 Schüler, auch Knaben aus andern Gemeinden und Kantonen, so daß er schon anfangs der Zwanzigerjahre Hilfslehrer engagierte und selbige selbst honorirte. Unter diesen zeichneten sich besonders aus: Heinrich Boltshauser, sein junger Schwager, Schlatter von Schaffhausen, Jost von Langnau, Müller und Ernst von Herisau, Walser von Reßweil, Kolß von Oldenburg; diese standen ihm im Laufe der Jahre zur Seite. Vorzügliche Männer, Biederden der Gemeinde und des Landes, gingen aus seiner Schule hervor: die Herren Alt-Statthalter Nes, Landesseckelmeister Alder, Oberst Schieß am Weiher, Statthalter und Oberst Meyer (Fabrik) und so viele andere, die nun ihren Lauf vollendet, aber im Andenken des Volkes fortleben. Noch leben viele seiner spätern Schüler, Männer, die der Gemeinde zur Ehre gereichen. Oft sprach der Greis von ihnen allen und freute sich, war stolz auf sie.

Unermüdet tätig war er stets, besonders aber in den Jahren 1819—1838. Ihm zur Seite wirkte seine Gattin, die eine Arbeitsschule leitete, aber nebenbei ganz der Erziehung

ihrer Kinder, ihrem Hause lebte. Ihre einzige Erholung waren schöne Handarbeiten, ihr Klavier und Lektüre.

Beide Gatten wirkten so jahrelang zusammen und ihre Arbeit krönte der Erfolg. Sie träumten von einem schönen Alter, von Ruhe, stillem Genießen nach langer Arbeit.

„Doch anders wird es, ach, als wir gemeint.
Nach gold'nen Fäden wähen wir zu greifen;
Doch eine Hand, die wir nicht kennen,
Tauscht unter Händen sie mit dunkeln aus --
Und nur zu spät erkennen wir den Irrtum.“

Geibel.

Im Frühjahr 1838 übergab Figi seine Anstalt einer Aktiengesellschaft, blieb aber im Amt. Noch einige Jahre später übernahm sie die Gemeinde, vermehrte das Lehrpersonal etc. und legte auch den Grund zu einem kleinen Naturalienkabinet. Es ist die jetzige Realschule Herisau.

Bis im Herbst 1864, also die Zeit seines Wirkens in Herisau vor seinem Aufenthalt in Yverdon dazu gerechnet, dauerte seine Lehrtätigkeit 50 Jahre. Im Herbst genannten Jahres legte dann der müde und kränkelnde Greis, mit vielen unvernarbten Wunden im Herzen, die ihm das Leben geschlagen, sein Lehramt nieder und lebte noch bis zum 28. Nov. 1865, stets leidend an Brustbeschwerden. Umgeben von zweien seiner Töchter, seiner Schwiegertochter und einer kleinen Enkelin, verschied er ganz ruhig am Nachmittag des 28. November während des Läutens der Vesperglocke. Es war seine Feierabendglocke!